Zeitschrift: Jurablätter : Monatsschrift für Heimat- und Volkskunde
Band: 26 (1964)
Heft: 5

Artikel: Charles Sealsfield in der Darstellung von Pfarrer Friedrich Hemmann
Autor: Hemmann, Friedrich
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-861304

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

wenige Briefe Sealsfield auf uns gekommen sind, von denen unsere Zentralbibliothek einen schönen Teil besitzt.

Das Andenken an Charles Sealsfield blieb in Solothurn, vielleicht auch dank der fortdauernden literarwissenschaftlichen Polemiken um sein Leben und seine Stellung, derart wach, dass 1904, als die reguläre Benutzungsdauer für Sealsfields Grabstätte abgelaufen war, die Töpfergesellschaft aus ihren Mitteln die Gebühren für weitere 40 Jahre bezahlte und den bereits vom Zahn der Zeit angenagten Grabstein erneuern liess. 1940 stellte dann der solothurnische Regierungsrat Sealsfields Grabstätte als erhaltungswürdiges historisches Denkmal unter öffentlichen Schutz und sicherte damit ihre unveränderte Erhaltung. Zur gleichen Zeit liess die Töpfergesellschaft eine Gedenktafel am Hause «Unter den Tannen» anbringen, das freilich inzwischen um ein Stockwerk aufgestockt worden war.

Charles Sealsfield in der Darstellung von Pfarrer Friedrich Hemmann

aus der Zeitschrift «Nord und Süd», Breslau 1879
Auszüge aus dem Aufsatz: «Charles Sealsfield», ebenda S. 312 ff.

... Nun war Sealsfield eine gewisse Sinnlichkeit in hohem Grade eigen. Sie hat ihn oft mit Menschen zusammengeführt, die den Genuss übertrieben; doch behauptete er stets die Überlegenheit seines Geistes über die Sinnesgenüsse und konnte ohne die mindeste Unbequemlichkeit innehalten und abbrechen. Der Madeira, der zweimal die Linie passiert hat, Champagner und Chambertin kommen nicht bloss in seinen Werken vor. Den Geschmack und die Wirkung einer exotischen Frucht, das Bouquet eines Weines, die Zubereitung einer Speise und die Zeit, in der man sie essen muss, konnte er so raffiniert besprechen, wie ich es nie gehört habe. Die gleiche diabolische Auffassungsfähigkeit, die nur dem feinsten Nervenspiel eigen ist, begleitete ihn auch in seiner Begegnung mit Menschen. Über ganz gleichgültige Personen, mit denen er nie ein Wort gewechselt, die er höchstens über den Rand einer Zeitung, in welche er scheinbar vertieft war, von der Seite beobachtet hatte, konnte er Urtheile von überraschender Schärfe äussern. «Es lohnt sich der Mühe zu sein, was dieser sich einbildet. Obwohl schlank gewachsen ist jener doch aufgeblasen. Ich begegnete heute einer Dame, welche katholische Augen hatte. Seine Pommade versetzt mich nach Mexiko. Hüten Sie sich vor Allen, welche Gott gezeichnet hat». Solche Aussprüche bewiesen mir, dass er keineswegs der theilnahmlose Mensch war, der er schien. Ausserdem brauchte er im Gespräche viele Ausdrücke und

Wendungen, die sich auch in seinen Schriften wiederholen. Dagegen muss zugegeben werden, dass er auf den Inhalt seiner Werke nur ungerne einging, und wenn ihn Jemand absichtlich darauf führen wollte, entweder geschickt das Gespräch davon ablenkte oder ihn so unsanft anrennen liess, dass er gewiss für immer genug bekam. Wenn einem seiner Verehrer, der ihm 1860 nachfragte, von berufener Seite die Antwort zu Theil ward: «Die Wenigen, die wirklich mit ihm zusammenkamen, sind von dieser Bekanntschaft nicht erbaut; es ist ein höchst gewöhnlicher Mensch, von dem man fast nicht glauben kann, er selbst habe jene merkwürdigen Werke geschrieben; daher sucht man auch nicht mehr so eifrig, an den Geheimnisvollen heranzukommen», so ist mir dabei Alles, nur die Naivetät nicht recht begreiflich, welche in jeder bedeutenden Person eine jener Schwarzwälderuhren erblickt, aus der beim Druck auf die betreffende Feder sofort der Kukuk erscheinen muss. Für einen berühmten Mann liegt gewiss eine äusserst unbehagliche Empfindung in dem Gedanken, alle Leute, die sich ihm nähern, machen auf seine Worte Jagd und wollen um jeden Preis etwas Bedeutendes darin finden. Sealsfield hat sich oft darüber ausgesprochen, wie peinlich ihm der Verdacht sei, dass er den Mund nie öffnen könne, ohne ein Orakel und inhaltsschweres Dictum von sich zu geben. An vielen Orten sind die Knaben gewohnt, Käfer zu fangen und in Schächtelchen einzusperren. Wollen sie dann wissen, wie der Käfer surrt, so klopfen sie mit dem Finger auf den Deckel und freuen sich unendlich, wenn es brummt und trommelt. Am Ende aber wird der Käfer auch müde und giebt gar keine Antwort mehr, vielleicht gerade dann, wenn es am meisten gewünscht wird.

Sealsfield hatte seinen Wohnsitz unter anderem auch seiner Augen wegen nach Brugg verlegt, wo er sich von einem geschickten Arzte behandeln liess. Derselbe bezeichnet sein damaliges Übel als das sog. Mückensehen; doch gab es Leute, die nicht daran glaubten. Sein Weinlager, welches Sealsfield kurz zuvor durch ein Stückfass Rheinwein vervollständigt hatte — es kostete 6000 Gulden — liess er im Gasthofe zum Engel in Baden, wohin er hie und da seine Freunde zu glänzenden Mahlzeiten einlud. Später hat er einen Theil dieses Weines verkauft. Daneben verschmähte er es nicht, einen einfachen Bauern aus einem Dorfe der Umgegend, dessen natürlicher Verstand und vortreffliche Schinken ihm ungeachtet des sauren Weines mundeten, regelmässig zu besuchen und ganze Nachmittage bei ihm zuzubringen. Er hatte sich im Hause eines angesehenen Bezirksbeamten, des zweiten Vertragszeugen, einquartirt, welcher von seinem Gaste stets mit dem tiefsten Respecte gesprochen hat. Seine Kinder erzählen noch heute, dass Sealsfield einmal, als die Mutter in Hausgeschäften das Zimmer verlassen hatte und das kleinste Kind zu schreien anfing, aus seiner Wohnung heruntergekommen sei und mit den Worten: Du armer, kleiner

Frosch, den Säugling auf den Arm gehoben und im Zimmer umhergetragen habe, bis er ihn der Mutter wieder übergeben konnte.

Schon damals ist übrigens allen seinen Bekannten der melancholische Schatten aufgefallen, der auf dem ernsten, gemessenen Schrittes wandelnden, immer mit peinlicher Sauberkeit gekleideten Manne ruhte, und die grosse blaue Brille verschärfte noch diesen düstern Zug. Es fehlte auch nicht an kühlen Beobachtern, welche sich durch seine offenbar von der Wahrheit abweichenden Erzählungen, durch seine freigebigen Versicherungen intimer Beziehung zu Guizot, Louis Philipp, Palmerston, dem Weissen Hause u. s. w., und durch eine zur Schau getragene cynische Urtheilsweise auf's unangenehmste berührt fühlten. Ganz unausstehlich konnte er werden, wenn die Rede auf Deutschland, die deutsche Schule und Humanität kam. Da jene Erzählungen ohnhin nur mit Misstrauen aufgenommen worden waren, so vermochten auch diese im Tone apodiktischer Überlegenheit hingeworfenen Verdammungsurtheile nicht immer den gewünschten Eindruck hervorzubringen und es kam deshalb zu Auftritten, bei denen aller Vorrath an Höflichkeit aufgebraucht wurde, um förmlichen Streit zu verhüten.

Ich eile zu dem letzten Abschnitt seines Lebens, während dessen ich ihn mit eigenen Augen beobachten konnte. Seit meinem Knabenalter hatte ich ihn nicht mehr gesehen; er lebte in meiner Erinnerung als ein kräftiger, breitschulteriger, sechs Fuss hoher Mann von wohl proportionirtem Wuchs und guter Haltung. Im Winter 1858/59 liess er durch Vermittlung des Herrn Nationalrath Gutzwiler das Haus in den Steinbrüchen bei Solothurn ankaufen und theilweise möbliren. Bald erschien er selbst, noch immer aufrecht, obwohl bedeutend ergraut und wegen der zahllosen Furchen seines Angesichts von erhöhtem Ingrimm des Ausdrucks. Sein kurz geschorenes Haupthaar war noch viel borstiger geworden und um den Mund herum, dessen Oberlippe von einem mit dem Backenbart zusammenlaufenden struppigen Schnurrbart bedeckt war, hatte sich der Zug einer unfreundlich abweisenden Verbissenheit förmlich eingegraben. Nur der viereckige über den buschigen Augenbrauen gewaltig aufgebaute Schädel und die in einem wunderbar schönen aber düstern Glanze strahlenden Augen waren sich gleich geblieben. Ganz seltsam kamen mir die unverhältnismässig grossen, abstehenden und faunhaft zugespitzten Ohren vor, deren Form ich noch an keinem andern menschlichen Kopfe als an den von griechischen Künstlern gemeisselten gesehen hatte. Er war, jedoch nur wenn er ausging, immer noch mit Sorgfalt gekleidet; seine Sorgfalt hatte etwas Steifes, wie man sie bei Beamten antrifft, die ihre Garderobe von einem Büreaudiener besorgen lassen. Stets trug er tuchene Kleider von feinstem Stoffe und nie durften sie mit einer Bürste, sondern mussten mit einem seidenen Tuche gereinigt werden.

Mit den Familien, bei denen er Zutritt fand, hatte er sich bald überworfen und jeder Verkehr wurde von ihm abgebrochen. Es würde mir jedoch nicht anstehen, die Gründe, die ich aus seinem Munde erfahren habe, alle anzuführen. Nur so viel sei gesagt, dass in diesen Städten, wo ein seit Jahrhunderten angesessenes Patriziat von seinen Erinnerungen zehrt und auf den zunächst anstossenden Schichten der Bürgerschaft merkbar abfärbt, ein selbstgemachter Mann wie Sealsfield weder im Geflügel noch im Wildpret, das er verzehren helfen darf, hinlänglich Anhaltspunkte findet, die Ansprüche anzuerkennen, mit denen diese Leckerbissen aufgetragen werden. Es kam schon im Sommer 1859 so weit, dass Sealsfield nur ungern Besuche aus der Stadt empfing und jedesmal, wenn ihm ein solcher zu Theil geworden war, sich äusserst unwirsch darüber aussprach. Bald hatte er sich auf den regelmässigen Umgang mit einem gewesenen Lehrer zurückgezogen, der seine kleinern Geldgeschäfte und Haushaltungsbedürfnisse besorgte. Mit ihm und seiner Familie stand er stets auf vertrautem Fusse.

Im darauf folgenden Winter 1859/60 ersuchte er mich schriftlich, mich zu ihm zu begeben. Da einem Pfarrer der reformierten Kirche in katholischer Umgebung solche Gesuche häufiger vorkommen als da, wo die Heimath seiner Confession ist, so sah ich nichts Auffallendes in dieser Bitte. Er begrüsste mich zunächst als einen Mann von Brugg, erkundigte sich über seine dortigen Bekannten und sprach die Vermuthung aus, ich werde als ein Fremder — die Bürger dieser Städtchen betrachten nicht eingeborene Schweizer, selbst die nächsten Nachbarn, als Fremde — auch nicht immer erfreuliche Beobachtungen machen, weshalb er annehme, ich werde ihn verstehen, wenn er meinen Umgang wünsche. Auf meinen Einwurf, dass ihm gewiss andere Leute in Menge zu Gebote ständen, antwortete er: «Freilich, nur zu viele! Aber ich habe Ursache anzunehmen, dass sie bloss deshalb kämen, um mich im eigenen Interesse oder in demjenigen Anderer auszuschnüffeln. Es giebt literarische Menschenfresser von äusserst gesegnetem Appetit, Rothaarige, Buckliche, Hinkende. Hüten Sie sich vor Allen, welche Gott gezeichnet hat». Das Misstrauen des Mannes setzte mich in Erstaunen und Verlegenheit, aus der ich mich mit einer scherzhaften Bemerkung zu ziehen suchte. Als ich bald nachher meine Wohnung ebenfalls in die Steinbrüche verlegte, wurde der Verkehr immer lebhafter, bis er für mich wegen der Regelmässigkeit, die Sealsfield beanspruchte, manchmal auch lästig wurde. Er erwartete wöchentlich dreimaligen Besuch, der eine bis zwei Stunden dauerte, und wenn ich an den gewohnten Nachmittagen ein einziges Mal ausblieb, sandte er seine Haushälterin zu mir, welche sich nach dem Grund meines Nichterscheinens zu erkundigen hatte.

In dieser Zeit schürzte sich in Nordamerika der verhängnisvolle Knoten und Sealsfield fing an zu fürchten, dass seine «Rimessen» — so nannte er seine Einkünfte — ausbleiben könnten. Er schränkte sich in seinen Ausgaben ein. Als er hörte, dass Jefferson Davis an der Spitze des Südbundes stehe, sagte er: Machen Sie sich eine Vorstellung von diesem Mann. Als der Congress dem General Scott als Anerkennung seiner Verdienste einen Ehrendegen votirte, welchen Jefferson Davis ihm zu überreichen hatte, nahm dieser das kostbare Geschenk in Empfang; aber weil er ein politischer Todfeind des Generals war, übergab er ihm den Degen nicht, sondern hängte ihn in seinem Vorzimmer auf und spuckte jedesmal, wenn er daran vorbei ging, an das Ehrengeschenk, bis es ganz verdorben war. Wir haben uns auf einen Krieg bis auf's Messer gefasst zu machen».

Ich übergehe die Klagen, welche ihm jeder neue Act des gewaltigen Dramas jenseits des Ozeans auspresste und wende mich zu den Gesprächen von anderm Inhalt, in denen er Vergessen seiner persönlichen Angelegenheit suchte. Der grossartige und bestechende Zug der Hegel'schen Philosophie, welcher in jener Zeit noch seinen frischen Reiz auf mich ausübte, bewog mich, meine Weisheit auch vor ihm auszukramen. Als ich ihm aber den Begriff des Seins difinirt hatte und mitten in der Wissenschaft der Natur war, brach er plötzlich ab und sagte: «So etwas kann nur ein deutscher Stubenhocker ausgesponnen haben. Sie kennen doch die Erzählung von dem gelehrten Maulwurf, der zur Begriffsbestimmung eines Dinges viele scharfsinnige und erschöpfende Sätze an einander reihte, als auf einmal einem zuhörenden Maulwurf ein Licht aufging und er ausrief: «Das ist ja ein Baum!» Es stellte sich mir als unmöglich heraus, ihm ein Verständniss dieser Gedankengänge abzugewinnen. Er bekannte offen, dass ihm Hegel unbekannt gewesen sei, nannte ihn aber dennoch einen Spiegelfechter und Tausendkünstler. Desto unbedingter sprach er seine Zustimmung zu den Kant'schen Sätzen aus.

«Sehen Sie», sagte er, «das ist einmal eine ehrliche, eines Menschen würdige Philosophie».

Diese ausgesprochene, im Alter krankhaft gewordene Abneigung gegen deutsche Leistungen gab sich am ermüdendsten in seinen Urtheilen über die deutsche Literatur kund. Sie riss ihn zu Urtheilen über Goethe hin, die mit andern in seinen Werken enthaltenen theilweise in Widerspruch geriethen. Dort hat er Goethes glänzende Schöpfungen nach der ästhetisch-künstlerischen Seite vollkommen anerkannt und nur in sittlich-patriotischer Beziehung einen Tadel durchblicken lassen. Jetzt ging er weiter und suchte ihm auch die poetische Superiorität streitig zu machen. Er schleppte seine Vergleichungen mit Shakespeare herbei und konnte es gar nicht leiden, als ich ihm bemerkte, auf

diesem Wege könnte man jeden Autor, den britischen nicht ausgenommen, heruntersetzen, sobald man diejenigen Stellen, wo der gute Homer eingeschlafen ist, sich merkt und die andern des Rivalen dagegenhält, wo dieser mit voller Kraft einsetzt. Ich halte es für überflüssig, noch andere Proben dieser Abwägungen anzuführen als die im mehrfach erwähnten Aufsatz der «Gegenwart» enthaltenen. Sehr oft liess er meine Gegenbemerkungen ohne Antwort, so dass ich nicht entscheiden konnte, ob er sein Unrecht einsehe. Auch sprang er gerne von dem speciellen Fall, in welchen er sich verrannt hatte ohne Vermittlung ab und warf sich auf das allgemeine Gebiet, das bei ihm stets in den Satz ausmündete, das Unglück der deutschen Literatur bestehe darin, dass sie der Zufluchtsort sei, wo das unbefriedigte politische Leben der Nation sich austobe, ausweine, ausspotte. «Es können keine natürlichen Zustände entstehen», sagte er, «wenn nach derjenigen Seite, wo der Staatsbürger seine Glieder recken will, der Ausweg verrammelt und die Bewegung abgeschnitten ist, so dass sich alle Lebensgeister auf die Literatur werfen müssen. Diese Leistungen bleiben ohne Gewinn für den Volksgeist». Betrachtet man aber das geistige Leben eines Volkes von solchen Gesichtspunkten aus, so ist klar, dass auch diese Urtheilsweise an einer gewissen Unfruchtbarkeit leiden muss, von der in der That Sealsfields Äusserungen über die deutsche Literatur niemals frei waren. Es schien ihm weniger um ein Eingehen in die Untersuchung dieser Frage zu thun, als eine Gelegenheit ausfindig zu machen, sich daran zu reiben. Nur einmal sah ich ihn in dem Kitzel gestört, den ihm dieses Vergnügen verursachte, als ich ihm in Julian Schmidts «Geschichte der deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts» die Stelle zeigte, in der über Sealsfield gesagt wird, «dass vorzugsweise deutsch an ihm sein beständiger Spott über das deutsche Wesen sei». Ich vergesse nicht den komischen Gesichtsausdruck, mit welchem er mich ansah, das Buch zuklappte und in Schweigen versank.

Im Winter 1862—1863 fing Sealsfield an zu kränkeln, ohne die Natur des furchtbaren Leidens zu erkennen. Im Juni 1863 begab er sich zu einer Kur nach Rippoldsau und dann nach Schwalbach, kam aber mit der Überzeugung zurück, dass seine gänzliche Wiederherstellung unmöglich sei. Von da an verzichtete er auf ärztliche Behandlung: nur einmal liess er den Arzt, den er früher für seine Augen berathen hatte, um Mittheilung von Verhaltungsmassregeln bitten. Seinen Zustand ertrug er ohne Klage und sprach auch ganz bestimmt von seinem nahenden Ende. Wenn er aber schon in seinen gesunden Tagen das Gespräch gerne auf religiös-moralische Gegenstände gelenkt hatte, so geschah dies jetzt noch mehr, zunächst in einem ungemein scharf ausgesprochenen polemischen Interesse, welches gegen den römischen Katholicismus gerichtet war. Hierbei legte er das Hauptgewicht nicht etwa auf wissenschaftliche Er-

örterungen — theologische Fachgelehrsamkeit lag ihm ferne und er behauptete sogar, dass man damit nicht weit reiche — sondern er holte seine Waffen aus einem unerschöpflichen Vorrath anschaulicher Erzählungen, welche er mit behaglicher Bedächtigkeit vorzutragen verstand. Die grellen Schlaglicher, die von dieser Seite her auf die persönlichen Geschäftsträger des angegriffenen Princips fielen, hielt er für ausreichend, auch die innere Hohlheit desselben zu beleuchten. «Denn wenn eine Religion», sagte er einmal, «nicht wahr ist in den Personen, die sie vertreten, wenn ihre wissenschaftlichen und moralischen Schildträger hinter diesem Schilde ganz andere Musik machen, wo soll dann die Religion noch wahr sein?»

Das Recht der Persönlichkeit war überhaupt der Mittelpunkt, von dem Sealsfield immer wieder ausging. Darum nahm er auch als ein sittliches Postulat die persönliche Unsterblichkeit in Anspruch und wiederholte die heftigen Beschuldigungen gegen die Gegner dieser Lehre ungefähr gleichlautend wie gegen den Atheismus. Er veranlasste mich, Platos Phädon zu lesen und ihm ganze Abschnitte daraus vorzutragen, wobei er sich meistens schweigend verhielt, nur manchmal zustimmend mit dem Kopfe nickte und mich am Schlusse ersuchte, das nächste Mal mit der Lektüre fortzufahren. In der christlich religiösen Literatur sprach ihn der Apostel Paulus an, von dem er sagte: «Das ist ein grosser Charakter und ein bedeutender Kopf; nur schade, dass ihn das Volk nicht verstehen kann. Sein Messer ist für den täglichen Handgebrauch zu fein geschliffen. Wie merkwürdig, dass dieser stürmische Geist wieder so weich dahinschmelzen kann! Das bringt nicht Jeder zu Stande». Einmal kamen wir, ich weiss nicht mehr, aus welchem Grunde, auf die tiefsinnige Legende vom Wandeln Jesu auf dem Meere zu sprechen und ich bemühte mich, ausgehend von dem durch Paulus gemachten Schritt des Christenthums über das Meer in die griechische Welt auch die Auswanderung der Pilgerväter aus England über den atlantischen Ocean in das gleiche Licht zu stellen. Diese Auffassung ergriff ihn sichtlich, namentlich der bezeichnende Zug, dass der Meerwandler den Freunden als ein Gespenst vorkam. Denn noch mehrmals brachte er das Gespräch auf diese sinnvolle Erzählung zurück. Den tiefsten Eindruck machten aber auf ihn jene Worte Jesu, welche in ihrer schlichten Form so gewaltige Gedanken und dem Innersten abgelauschte Empfindungen abspiegeln, wie das Unservater, die Worte in Gethsemane, die am Kreuze und andere Perlen unmittelbarer religiöser Anschauung und Erfahrung.

Endlich eröffnete er mir, dass er als Mann des Todes das Abendmahl in seiner Wohnung zu empfangen wünsche und bat mich dringend ihm zu willfahren. Nach der geschilderten Feier setzte Sealsfield sichtlich erleichtert und etwas herzlicher als früher, seine einförmige Lebensweise fort. Er sass Tage

lang an seinem Tischchen und sah auf seine Uhr und Brille nieder, ohne je ein Buch oder eine Zeitung vor sich zu haben, wie er es vorher schon gethan hatte, aber wenn ich mich melden liess, wollte er mir entgegenkommen und trat ich zu rasch ein, streckte er mir die Hand entgegen. Einmal hatte er sogar eine Mahlzeit gerüstet. Im Januar ersuchte er mich, ihm eine englische Bibel zu verschaffen, in der er seine Grabschrift suchen wollte, lehnte aber, ungeachtet seiner häufigen Klagen, dass er die ihm vorschwebende Stelle nicht finden könne, mein Anerbieten, ihm dazu behilflich zu sein, länger als ein Vierteljahr hartnäckig ab. Erst, als er sich überzeugen musste, dass all' sein Suchen umsonst sei, deutete er zögernd den Sinn der Stelle an, die ich ihm dann sofort aufschlagen konnte. In der Freude dieses Fundes entschlüpfte ihm die Anordnung der beiden Buchstaben C. P., die über seinen Namen gesetzt werden sollten; und dass sie ihm wirklich nur entschlüpft war, merkte ich aus der heftigen Antwort, mit der er die Frage zurückwies, ob ich ihn recht verstanden habe. Wieder hatte er von innen eine Ritze geöffnet, die er hastig mit beiden Händen verhielt. Im Anfang des Februar theilte er mir mit, dass er sein Testament machen wolle. Mit aller Bestimmtheit sagte er, dass es ein eigenhändiges sein müsste, verhehlte aber nicht sein Bedenken, ob er dazu noch kräftig genug sei. Dann machte er den Vorschlag, das Testament nach seinen Angaben und unter dem Dictat eines beigezogenen Rechtskundigen von mir schreiben zu lassen, womit er der Arbeit der rechtsgiltigen Redaction enthoben und nur mit der leichteren des allmählichen Abschreibens beschäftigt wäre. Offenbar hatte der vorsichtige Mann mit dieser Anordnung auch noch den Zweck im Auge, Zeugen seines Thuns zu hinterlassen, welche ein allfälliges Übersehen des Documentes verhütet hätten. Es fand Alles in der vorgeschlagenen Weise statt. Als wir zu der Stelle kamen, wo der Name des Haupterben hätte genannt werden sollen, musste ich eine Lücke offen lassen, die er bei der Abschrift selbst ausfüllen wollte. Doch schon damals sagte er wenigstens so viel, dass es ein einfacher Landmann in Österreich sei. Weder damals, noch vorher bin ich ihm jemals durch Neugierde zu nahe getreten. So oft er, gereizt, wie ich wohl merkte, durch meine Gleichgiltigkeit für diese Geheimnisskrämerei, an dem Schleier herumnestelte, der seine Vergangenheit bedeckte, lehnte ich mich behaglich in den Sessel zurück und liess ihn reden. Es war ein wahres Vergnügen, diesen Erzählungen zuzuhören, die von den handgreiflichsten Widersprüchen wimmelten und durch häufige Berichtigungen nur noch verwirrter wurden.

(Ausgewählt von H. Sigrist)